

Vor dreiundsiebzig Jahren

Erinnerungen an das Sommersemester 1931 in Marburg

Das Abitur lag nun bereits fünfzehn Monate hinter uns. Ich war zwanzig Jahre alt und stud. phil. im dritten Semester, genoss die Luft der akademischen Freiheit und hatte, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, begriffen, dass eine Universität keine Schule war, auch wenn sie als Hochschule firmierte. Und der Grünspecht aus der Kronprinzenstraße fühlte sich in der Millionenstadt Berlin, von der man im gesitteten Oeynhausens gern als einem Sündenbabel sprach, pudelwohl, stimuliert vom Ruch der großen Welt. Nun war er sogar politisch aktiv geworden.

Das war natürlich nicht über Nacht gekommen. Er hatte dazu eines längeren Anlaufs bedurft, der bereits in meinem ersten Semester begonnen hatte, merkwürdigerweise in einer Stadt, die dazumalen alles andere als ein Umschlagplatz für die schillernde und zugleich hemdärmliche Welt der Analysen und Programme, Verheißungen und säkularisierten Evangelien war: in Marburg an der Lahn, einer jener deutschen Universitätsstädte landesfürstlicher Herkunft, in denen vor allem die Geisteswissenschaften eine Heimstatt gefunden hatten und die vielfarbigem Mützen und Pekeschen der Korporationen das mittelalterliche Stadtbild beherrschten.

Ankunft in der ruhmreichen Alma mater an der Lahn

Irgendwann in der Aprilmitte des Jahres 1931 kam ich, nach zweimaligem Umsteigen und fünfeinhalbstündiger Eisenbahnfahrt, in der ruhmreichen Alma mater an der Lahn an. Mein Gedächtnis hat auch in diesem Fall ein Konglomerat von Eindrücken, Szenen und Bildern gespeichert, die auf den ersten Blick als leere Nichtigkeiten erscheinen, sich beim näheren Zusehen als aufschlussreich erweisen. Sie markieren sozusagen das Elektrokardiogramm einer versunkenen, kaum mehr begreifbaren Welt.

Am Bahnhof erwartete mich der frischgebackene Studiosus Rolf Becker, Koabiturient aus Bielefeld, der sich dem Studium der Zahnmedizin verschrieben hatte und zusammen mit Freund Dieter aus Vlotho „Fuchs“ in der Landsmannschaft Hasso-Guestfalia geworden war. Er begrüßte mich sehr kameradschaftlich,

Fotos: Bildarchiv Foto Marburg



Beschauliches Marburg: Die „ehrwürdigen, leicht bemoosten, aber farbenfrohen Häuser erklimmen ohne Hast den Schlossberg, von dem aus das einstige Landgrafenschloss die verwinkelten Wohnquartiere wie eine Akropolis beherrschte“. – Marburg a. d. Lahn, Langgasse mit Blick auf die Schlosskapelle. Aufnahme aus den zwanziger Jahren.

machte im gleichen Atemzug aber darauf aufmerksam, dass er die neu erworbene Eigenschaft als „Korporierter“ nicht durch das Tragen eines Koffers profanieren durfte und daher „die Farben gesenkt“ habe. Er trug also weder die blaue Mütze seiner Verbindung noch das dazugehörige blaue Band auf der Hemdbrust, konnte mir also beim Abschleppen meines fünfzig Pfund schweren Koffers behilflich sein.

Mit dem nächsten Atemzug öffnete er mir dann, dass es sicher

nicht einfach werde, nun noch, am späten Nachmittag, eine „Semesterbude“ zu finden. Aber gerade dieses Problem löste sich dann im Handumdrehen.

„Semesterbude“ mit Frühstück für fünfunddreißig Mark

Am Deutschhausplatz angekommen, dem Platz neben der Elisabethkirche, der ältesten gotischen Kirche in Deutschland, steuerte uns ein grau-

haariges, dürres Weiblein an, graue Maus an der Schwelle des Greisenalters, einen Strickstrumpf in den Händen, und wies heftig gestikulierend auf ein etwa dreißig Meter entferntes Häuschen hin, das sich hinter einer zwei Meter hohen Holzwand versteckte. Fünf Minuten später, fünfzehn Minuten nach Ankunft meines Zuges, war ich – ohne bürokratische oder gar fiskalische Hilfen – Mieter eines Studentenzimmers geworden, einer zünftigen Behausung, möbliert mit Sofa und Bett,

einem Tisch, zwei Stühlen und einem Kleiderschrank, einem Waschtisch mit Krug und Wasserschale, dazu jenen nächtlichen Utensilien, die damals noch zum notwendigen Inventar gehörten.

In dem monatlichen Mietpreis von fünfunddreißig Mark war das morgendliche Frühstück einbegriffen, bestehend aus einem für zwei Tassen reichenden Kännchen Kaffee und vier halben, mit Butter geschmierten ofenfrischen Brötchen. Die Morgengabe stand ab acht Uhr früh auf einem Tablett vor der Tür, die Kaffeekanne mit einer gefütterten Wärmehaube geziemend ummantelt.

Das alles entsprach der Norm, einer fugenlosen Gesetzmäßigkeit. In das stereotypische Bild passte allerdings nicht, dass ich dem klapperdürren Weiblein, dessen Wartung ich mich anvertraut hatte, nur selten begegnete. Die angehende Greisin, deren welke Gesichtszüge mich bisweilen an Dürers Mutter erinnerten, war nämlich vormittags als Putzerin in den nur einen Steinwurf entfernten Kliniken tätig. Ihr Mann ging dort einem Job als Leichenwächter nach. Ich habe ihn aber nur drei- bis viermal sonntags zu Gesicht bekommen, feiertäglich für den Kirchgang gewandert, ein goldgerundetes Gesangbuch in den Händen, als wollte er die Toten, die er werktags einer profanen Reinigung unterwarf, nachträglich seiner ebenfalls reinigenden Fürbitte unterziehen.

Zu den Merkwürdigkeiten dieser ersten meiner studentischen Behausungen – nebenbei gesagt einer „sturmfreien Bude“, von deren Freizügigkeit ich jedoch keinen Gebrauch gemacht habe – zählte aber auch der Schlüssel, der mir ausgehändigt wurde, genauer gesagt: der Schlüssel für das zwei Meter hohe Hoftor, hinter dem sich das altertümliche Haus, ein Relikt aus dem frühen 19. Jahrhundert, versteckte. Es war der größte Schlüssel, den ich je in der Hand gehabt habe, mindestens unterarmlang und mit einem drei Finger breiten „Bart“ versehen, er passte demgemäß weder in die Hosentasche noch in das kleine lederne Täschchen, in dem ich meine Kolleghefte unterbrachte. Ich war also gezwungen, ihn offen mit mir herumzutragen und, wenn ich ein Lokal aufsuchte (was leider ungebührlich häufig geschah), auf den Tisch zu legen. Dort war er dann so etwas wie eine Visitenkarte oder gar ein Personalausweis. Man kannte ihn nicht nur in den Caféhäusern und Biertempeln der Stadt, sondern auch in den Hörsälen der Universität. Das verschaffte sogar seinem Inha-



„Bei den Kollektivkneipen auf dem Marktplatz der Stadt, die die Chargierten der Korporationen in vollem Wicks – langen Stiefeln und weißen Lederhosen – von Zeit zu Zeit absitzen mussten, war zum Beispiel das Wasserlassen auch dann verpönt, wenn die urologischen Organe zu rebellieren begannen. Die derart Betroffenen pflegten dann der Einfachheit halber unter die Tische zu pinkeln, an denen sie sich der Kunst des männlichen Umtrunks mit der gebührenden, fast religiös zu nennenden Ernsthaftigkeit hingaben.“ – Marburger Verbindungsstudenten bei einem feierlichen Kommers auf dem Marktplatz in den zwanziger Jahren. Die Bevölkerung beobachtete das Geschehen aus gebührender Distanz.

ber eine gewisse Publizität. Sowohl die Kellner der Lokale als auch die Kommilitonen und Bedienten der Alma mater haben mich wiederholt als „den vom Deutschhausplatz Nr. 3“ identifiziert.

Von „Finken“ und „Leibfüchsen“

Das Studium – mit dem Fernziel, Journalist zu werden – lief allerdings langsam an. Ich habe das erste Semester nicht gerade verbumbelt, aber auch nicht gerade mit der notwendigen Hingabe hinter mich gebracht. Das ist leicht zu erklären. Ich war auf die Institutionen und Apparaturen einer deutschen Hochschule nicht im Geringsten vorbereitet. Ich hatte – wie viele tausend andere – keine blasse Ahnung von den inneren Strukturen einer Universität, wusste auch mit der Freiheit und Ungebundenheit, die sie ihren Schutzbefohlenen gewährte, nichts anzufangen. Und als „Fink“, wie man die nichtkorporierten Wildlinge des Hochschullebens nannte, nahm mich auch kein älterer Kommilitone an die Hand, um mich mit dem institutionellen Untersatz einer Alma mater ver-

traut zu machen. Meine beiden Bielefelder Kompennaler, die sich vom ersten Tag an der verständnisvollen Betreuung durch ihre „Leibfüchse“ erfreuten, hatten es da entschieden leichter.

Das Füllhorn meiner Erinnerungen enthält daher eine überquellende Fülle von Szenen und Begegnungen, die mit den Regularien eines zugleich zweckhaften wie sinnvollen Studiums wenig zu tun haben. Das war nicht unbedingt kontraproduktiv, der werdende „Zeitunger“ hat wahrscheinlich davon profitiert. Ich habe nächtelang gelesen: Heinrich und Thomas Mann, Feuchtwanger und Döblin, Jakob Wassermann und Hermann Hesse, auch Alfred Neumanns historische Romane und Ernst Jüngers „Stahlgewitter“. Und ich bin häufig ins Kino gegangen, mit dem nicht vorhersehbaren Ergebnis, dass mir die – längst fossilen – Schlager der deutschen Tonfilmopere, die damals die Weltmärkte beherrschte, bis heute vertraut sind. Dort habe ich mir den „Blauen Engel“ und die „Dreigroschenoper“, Charlie Chaplins „City Lights“ und René Clairs Pariser Filme zu Gemüte geführt.

Marburger Studentenherrlichkeit

Die Realitäten der Stadt Marburg kamen trotzdem nicht zu kurz. Die Altstadt vor allem setzte sich eindrücklich in Szene. Ihre ehrwürdigen, leicht bemoosten, aber farbenbunten Häuser erklimmen ohne Hast den Schlossberg, von dem aus das einstige Landgrafenschloss die verwinkelten Wohnquartiere wie eine Akropolis beherrschte. Mit maßvoller Wehmut denke ich aber auch an dieses Marburg zurück, wenn von der traditionsbewussten deutschen Studentenherrlichkeit die Rede ist, an die vielen schmalbrüstigen Gassen zum Beispiel, in denen man leibhaftigen Professoren mit silberfarbigen Bärten und „farbentragenden“ Korporierten begegnete, die den Angehörigen der befreundeten Verbindungen durch ständiges Mützenabnehmen ihre akademische Reverenz erwiesen.

Mein eigener Alltag hatte damit allerdings wenig zu tun. Zufall oder Schicksal, Ausdruck eines vorher nie erlebten Treibenlassens oder Produkt meiner Neugier, eines archaischen Interesses am Menschlich-Allzumenschlichen, ich kann diese

merkwürdige Distanziertheit bis heute nicht so recht erklären. Aber mein „Umgang“, wie man damals sagte, die neuen Freunde und Bekannten, in deren Kreise ich sozusagen als Mitläufer aufgenommen wurde, hatten allenfalls parasitäre Beziehungen zu den akademischen Zünften. Mit einer Ausnahme allerdings. Die Ausnahme hieß Willi Zobel, war in Arolsen im früheren Fürstentum Waldeck zu Hause, Sohn eines gut verdienenden Arztes und demzufolge als Medizinstudent immatrikuliert. Doch war er offenbar wild entschlossen, das dazu notwendige Studium auf spätere Semester zu verschieben und sich bis dahin dem lustvollen Konsum seines Monatswechsels zu widmen, der immerhin fünfhundert Mark stark war, für mich und die achtzig Mark, mit denen ich über die Runde kommen musste, eine astronomische Summe.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wo ich ihm zum ersten Mal begegnet bin, wohl aber einen genauen Steckbrief von ihm erwerben. Er war ein attraktiver junger Herr, schlank und gut gewachsen, ein Sportverächter, aber federnd in jeder Bewegung. Und schön wie ein Filmfritz. Raubvogelprofil, braunhäutig, Kohleaugen, eng anliegendes, in der Mitte gescheiteltes dunkles Haar – ein Adonis in Reinkultur. Dazu ein engagierter, passionierter Tänzer, dem es zu meinem Erstaunen mühelos gelang, den richtigen Rhythmus zu finden und diesen auf die jeweilige Partnerin zu übertragen. Ich hab' ihn nicht zuletzt wegen dieses mir gänzlich fremden Talentes bewundert. Er

wiederm genoss diese Bewunderung und honorierte sie mit Freibier und Zigaretten, wenn er allabendlich im Tanzkaffee des Landgrafenschlosses ebenso selbstvergessen wie erobrerungsfreudig seine einschlägigen Künste vorführte.

Dort war er Mittelpunkt eines Kreises Gleichgesinnter, die ihn als ihren Star verehrten – und mich, als sein bedeutungsloses Anhängsel, großzügig akzeptierten. Mehr allerdings auch nicht, da ich in ihren Augen ein blutiger Anfänger, ein Greenhorn des Lebens war.

Erotische Jägerinstinkte

Ich wiederum lernte in ihnen eine Corona junger Männer kennen, deren einziges Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, Vertreterinnen des anderen Geschlechts nicht nur zu ködern, sondern auch zu angeln. Sie lebten in einer Art von erotischer Nimrod-Welt und waren ihren diesbezüglichen Jägerinstinkten mit einer Ausschließlichkeit ergeben, die mich staunen machte, zumal sie sich dabei einer Sachlichkeit befleißigten, deren Antrieb allenfalls ein gewisses sportives Vergnügen war. Sie sprachen von ihren Eroberungen wie kühl rechnende Viehhändler. Sie begutachteten Waden und Hinterteile der Weiblichkeiten, die ihr Interesse geweckt hatten, Oberschenkel und Oberweiten, Hüftpartien und Speckpolster, sie registrierten Mundgeruch und Ausdünstungen ihrer Haut, und sie rechneten ihre Chancen aus, bevor sie sich entschlossen, sie

wahrzunehmen und von unverbindlichem Geplänkel in die gezielte Attacke überzugehen.

Mit Casanova und Don Giovanni verglichen, waren sie trotzdem harmlose, naive, ja einfältige Alltagsmenschen, die tagsüber gewissenhaft ihren diversen Berufen nachgingen. Eine Ausnahme bildete allenfalls „der Konny“, der als Fechtlehrer den Jungkorporierten und zu Bestimmungsmensuren verurteilten waffenstudentischen Nachwuchs in die Künste der Terzen und Quinten, der Prime- und Sixtparaden einführte und unter Seinesgleichen breitbrüstig und mit einem unglaublichen Bizeps ausgestattet, als hochprozentiger Modellathlet galt, der mit der müden Lässigkeit eines satten Löwen auf Eroberung ausging. Aber schon seine beiden Hauptkonkurrenten, Hans und Fritz genannt, die wie Konfirmanten wirkten, walteten in irgendwelchen Universitätsinstitutionen eines mehr als bescheidenen Amtes. Als Tänzer waren sie, wie ich erfuhr, „große Klasse“, die vor allem beim damals hochgeschätzten Tango erfolgreich mit Knie und Oberschenkel zu agieren wussten, wobei sie erlebnishungrige Studentinnen, vor allem blonde und blasse Unschuldslämmer, bevorzugten.

Ein gewisser Ernst, der im Anstreichgeschäft seines Vaters tätig war (und auch so aussah), sich aber gern als Rennfahrer ausgab, sich selbst und seine Freunde mit Adelstiteln ausstattete und überhaupt das Blaue vom Himmel log, hielt es demgegenüber mehr mit der reiferen Weiblichkeit, zu der allerdings auch

eine mit aschblondem Haarknoten versehene ausgereifte Studentin gehörte, eine Germanistin, deren literarische Halbgötter Rilke und George waren. Selbst ein Gemüsehändler gehörte der merkwürdigen Kameraderie an. Er wurde Männer gerufen, war stolzer Besitzer eines Rennrades, mit dem er gelegentlich sogar „auf dem Berg“ erschien, und prunkte mit einer meist satt gefüllten Brieftasche. Darüber hinaus mit einer Mopsvisage und einem vertrauenerweckenden Spitzbauch versehen, lümmelte auch er sich vor allem in den Jagdgründen der Witwen und Vertreterfrauen: der Werktagswitwen, wie er sie nannte.

Das alles war neu für mich, auch ein Zugewinn an Erfahrung. Wenn ich bis dahin, trotz meiner nicht gerade erhebenden Löhne-Falscheider Erfahrungen, noch an die großen hymnischen Gefühle und an die Autonomie der Erotik geglaubt hatte, so wurde ich nun endgültig eines Besseren belehrt. Mir wurde klar, dass man kein Don Giovanni zu sein brauchte, um sich mit Erfolg auf den Tummelplätzen der Liebe zu betätigen, dass es auch hier so etwas wie ein banales Profitum gab, und dass auch Alltagsmenschen offenbar keine Schwierigkeiten hatten, sich die gängigen hochgestimmten Worte für ihre Unternehmungen anzueignen.

Beim Universitätstanzmeister: Kunst der artigen Verbeugung

Die derart gewonnenen Erfahrungen hatten zudem eine außerordentlich profane Folge, die mein späteres Leben – wenn auch dank einer schicksalhaften Häufung von Zufällen – entscheidend bestimmte. Mich überkam das Gefühl, mich einer Schicht unterwerfen zu müssen, die ich bis dahin souverän verachtet hatte, und meldete mich – on n'y soit, qui mal y pense – zu einem Tanzkursus an, einem akademischen Tanzkursus, der formgerecht am Schwarzen Brett der Universität von einem Universitätstanzmeister angeboten wurde, wenig oder gar keinen Erfolg hatte, in der Erinnerung aber trotzdem einen festen Platz behauptet, nicht zuletzt dank seiner Skurrilität.

Der „maitre de plaisir“, der Universitätstanzlehrer Brandt, taucht da als kleines, sorgfältig gepudertes und duftendes Männchen auf, das statt eines Schlipfes ein dekorativ gebundenes seidiges Gewinde trug, so groß wie die Haarschleifen, die junge Mädchen damals in ihre Zöpfe wanden. Im übrigen hielt er auf zereemonielle Korrektheit. Wahrscheinlich hielt er sowohl die Bügelfalte der Ho-



Die präsidierenden Korporierten in vollem Wicks bei einem öffentlichen Kommers vor dem Marburger Rathaus. Im Hintergrund mit seiner Mütze der so genannte „Fax“.

sen und die Ziertüchlein in der linken oben angebrachten Jackentasche für Produkte gefestigter Weltanschauung, und bevor er zu Sache kam, übte er mit dem guten Dutzend tanzbeflissener Anfänger, die seiner verführerischen Annonce am Schwarzen Brett gefolgt waren, die Künste der artigen Verbeugung.

Die unfreiwillige Komik solcher Exerzitien zeichnete auch seinen Unterricht aus. Tanzen war für ihn eine Übung, die außer kerzengerader Haltung vor allem Korrektheit und Disziplin erfordert, eine Pflichtausübung. Während ein Takt angeben

rechts, den linken folgen lassen – und nun eine Wendung, den Beginn einer Drehung...“ Ich habe seine geharnischten Anweisungen noch im Ohr, auch die Fußstellung und dass damit eine der Grundfiguren des Tango realisiert wäre.

Nach dem choreographischen ABC-Unterricht wurden wir auf unsere weiblichen Partnerinnen losgelassen. Bei ihnen handelte es sich um die Elevinnen eines Instituts für die Erziehung und Weiterbildung höherer Töchter, kurz Pensionat genannt. Es gab Dutzende solcher Pensionate in der betagten Universitätsstadt Mar-

burg, denn als eine Zukunftsinvestierung an, nicht nur ironische, sondern auch herabsetzende Bemerkungen machend, mit einem Hauch von Verachtung – für mich ein Grund mehr, das mühselige Experiment des Tanzlernens nach etlichen Stunden abzubrechen und die Damen vom Dienst auch meinerseits souverän zu übersehen, wenn sie mir auf einem Stadtbummel begegneten.

Die Elevinnen des halben Hunderts festverwurzelten Pensionate behaupten trotzdem einen festen Platz in meinem Gedächtnis. Auch sie haben auf dem vielfarbigem, viel-

abenden „auf dem Haus“ offeriert wurden, waren in der Mehrzahl Töchter der „alten Herren“, die es inzwischen zu etwas gebracht hatten, und wurden dementsprechend verehrt und umgirt. Die damit verbundenen Annäherungen durften über ein amouröses Geplänkel nicht hinausgehen. Die jungen „Füchse“ wurden von ihren älteren Betreuern also rechtzeitig darüber aufgeklärt, dass es unschicklich und daher praktisch verboten sei, sich den erogenen Zonen der betroffenen Weiblichkeiten zu nähern und damit ihre Virginität zu gefährden. Meine beiden Jungmediziner schworen Stein und Bein, dass sie sich strikt an dieses Gebot hielten.



Ein Marburger Studierender, der offensichtlich „einen über den Durst getrunken“ hat. Die Aufnahme aus der Marktgasse entstand zu Beginn der zwanziger Jahre.

Immer Haltung bewahren – auch im bierseligen Vollrausch

Ich hatte bisweilen das Gefühl, dass ihnen ihre regelmäßigen Kneipenabende wichtiger waren als die eingefahrenen Rituale zur Herstellung vorehelicher Beziehungen. Doch war auch der unmäßige Konsum heimischer Biere weitgehenden disziplinarischen Forderungen unterworfen. Schon der Griff zum Glas und das Zuprosten, das Ex-Trinken und das dabei gebräuchliche Vokabular waren die Produkte eines Vorschriftenskatalogs, der bei Licht besehen allerdings auf eine einzige Order hinauslief: auch im bierseligen Vollrausch – Wein war den älteren Jahrgängen vorbehalten – Haltung zu bewahren. Dazu gehörte unter anderem die Aufgabe, den verständlichen Reaktionen von Magen und Blase mit Anstand zu begegnen, notfalls auch mit Zähneknirschen.

In besonders ernsten Fällen waren allerdings Umgehungsmanöver gestattet, kleine Eulenspiegeleien. Bei den Kollektivkneipen auf dem Marktplatz der Stadt, die die Chargierten der Korporationen in vollem Wicks – langen Stiefeln und weißen Lederhosen – von Zeit zu Zeit absitzen mussten, war zum Beispiel das Wasserlassen auch dann verpönt, wenn die urologischen Organe zu rebellieren begannen. Die derart Betroffenen pflegten dann der Einfachheit halber unter die Tische zu pinkeln, an denen sie sich der Kunst des männlichen Umtrunks mit der gebührenden, fast religiös zu nennenden Ernsthaftigkeit hingaben.

Mit der gleichen Ernsthaftigkeit betrieben sie auch ihre Bestimmungsmensuren, die ebenfalls mehr der Ideologie der inneren und äußeren Haltung als etwa sportlichem Ehrgeiz dienten. Es ging nicht darum, den Gegner zu besiegen, son-

der Musiker als Einmannorchester einem altertümlichen Klavier gängige Schlagermelodien entlockte, begleitete er diesen Dienst nach Vorschrift mit lautstarkem Händeklatschen. Als akademischer Tanzmeister war er offenbar fest überzeugt, dass die von ihm gelehrte Kunst rhythmisch geregelter Zweisamkeit zuvörderst eine Sache des Reglements sei.

„Bitte Grundstellung, meine Herren“, so etwa ließ sich seine Feldweibelstimme vernehmen, und nun den linken Fuß einen halben Schritt nach vorn setzen, das rechte Bein einen ganzen Schritt, das linke nachziehen, jetzt den rechten Fuß nach

burg, und die von ihnen auf den Ernst des Lebens vorbereiteten jungen Damen hatten natürlich längst gelernt, einen Wiener Walzer von einem englischen, einen Foxtrott von einem Quickstep zu unterscheiden, zumal sie sich mindestens einmal in der Woche zu einem rituellen Ringelpietz „auf“ einem der den farbentragenden Korporationen gehörenden Häuser trafen.

Das galt auch für unsere Kontrahentinnen. Schon aus diesem Grund sahen sie die Exerzitien und den ungeübten „Finken“, die ihnen Maitre Brand da präsentierte, mehr als einen Akt erheiternder Nächstenliebe

gestaltigen Bild einer altdeutschen Universitätsstadt unübersehbare Tupfer hinterlassen, obwohl ihre Gegenwart ausgesprochen profanen Zwecken diene. Ihre Anwesenheit in Marburg diene nicht nur ihrer Bildung und ihrem gesellschaftlichen Schlich, sondern auch der frühzeitigen Auswahl eines standesgemäßen Ehegatten.

Meine beiden Bielefelder Konpennäler, nunmehr „Füchse“ der Landsmannschaft Hasso-Questfalia, haben mir den wohlbeschiedenen Heiratsmarkt des häufigeren genau beschrieben. Die jungen Damen, die ihnen auf ihren allwöchentlichen Tanz-

den den eigenen „inneren Schweinehund“ an die Kandare zu legen. Eine Mensur galt daher auch dann als erfolgreich bestanden, wenn man wegen einer stark blutenden Wunde im Gesicht – das als einziges Organ, wenn man so sagen darf, nicht verletzt war – von seinem Sekundanten „abgeführt“ wurde. Natürliche Abwehrbewegungen, ja, schon ein unwillkürliches flüchtiges Zurückzucken wurden als „Kneifen“ gewertet und mit einer zusätzlichen „Reinigungsmensur“ geahndet. Auch mit einem gewissen „moralischen Verschiss“, dem der Kneifer manchmal wochenlang ausgesetzt war.

Da es neugierigen „Finken“ erlaubt war, sich die blutigen, aber harmlosen Zeremonialmensuren aus der Nähe anzusehen, habe ich von dieser Möglichkeit häufig Gebrauch gemacht, habe ich selbst miterlebt, dass mein geschätzter Kompennaler Gerd Becker (nebenbei ein hervorragender Sportsmann) Zeichen tiefer Depression erkennen lies, als er wegen „Kneifen“ vorzeitig aus dem Rennen genommen wurde. Ich glaube, dass ihm mein Zuspruch gut getan hat.

Stadt der Verbindungen mit deutsch-nationaler Gesinnung

Marburg war eine Stadt der Verbindungen. Wie viele es gab, weiß ich nicht, dreißig oder vierzig. Corps, die Burschenschaftler, die Landsmannschaften, die Turnerschaften. Natürlich auch die evangelischen Wingolfe. Die Corps und Burschenschaftler gaben den Ton an und waren politisch auf das Deutsch-Nationale eingeschworen, ein bisschen vielleicht in Richtung „Deutsche Volks-Partei“. Nazis gab es auch schon, aber sehr wenige. Die wenigen produzierten sich aber. Sie liefen in ihrer braunen Uniform rum und erschienen auch im Kolleg in dieser Aufmachung. Aber die Grundstimmung unter den Studenten und auch der Universität als solcher war deutsch-national.

Das änderte aber nichts daran, dass im Lesesaal der Bibliothek die gesamte Zeitschriften-Literatur der Linken auslag. Ich erinnere mich vor allem an die „Sozialistischen Monatshefte“. Und wenn ich nicht schwimmen war oder mit anderen wichtigen Ablenkungen die Zeit totgeschlagen habe, war ich im Lesesaal und habe mir diese linke Literatur einverleibt. Ich fand die sozialistischen Vorstellungen hochinteressant und auch irgendwie zukunftsweisend, ohne mich damit zu identifizieren. Nach meiner Erinnerung habe ich schon



„Die Grundstimmung unter den Studenten und auch der Universität als solcher war deutsch-national. Das änderte aber nichts daran, dass im Lesesaal der Bibliothek die gesamte Zeitschriften-Literatur der Linken auslag. Ich erinnere mich vor allem an die ‚Sozialistischen Monatshefte‘.“ – Foto: Inhaltsseite der „Sozialistischen Monatshefte“.

damals wahrscheinlich auch nach dem dritten Weg gesucht und die Vorstellung gehabt, man müsste sozialistische Ideale mit marktwirtschaftlichen Prinzipien verbinden können und dann sei man nicht mehr weit vom Paradies entfernt.

Aber wie gesagt, manchmal staune ich heute noch darüber, dass ich über all diesen Randerlebnissen noch Zeit gefunden habe, Vorlesungen zu hören und das „Vorgelesene“, dem Brauch entsprechend, in eigens dafür erstandenen Kollegheften gewissenhaft aufzuschreiben. Da ich mich in der vagen Vorstellung, eines Tages Journalist zu werden, zum Studium entschlossen hatte, war mein Interessenbereich weit gefächert, enthielt aber zwei natürliche Schwerpunkte: Literatur und Geschichte.

Vorgeblicher Tiefsinn in einer Wüste der Langeweile

Meine Aufzeichnungen haben zwölf Jahre später einen gnädigen Flammentod gefunden – ich bin daher auch in diesem Fall auf die Leistungen und Fehlleistungen der subjektiven Erinnerung angewiesen. Ich hör-

te zum Beispiel ein Kolleg über das mittelalterliche Drama, vorgetragen (oder soll ich sagen: vorgeuschelt?) von einer muffigen, wenig attraktiven älteren Professorin, die sich häufig selbst zitierte (wobei sie von einer „gewissen Feder“ sprach) und im übrigen die speziell deutsche Kunst, aus dem Dschungel vorgeblichen Tiefsinns in die Wüste der Langweiligkeit zu wechseln, vollendet beherrschte. Extreme Langeweile hat auch das Privatissimum eines Jungdozenten hervorgerufen, der sich mit den autobiographischen Problemen des deutschen Romans im 19. Jahrhundert befasste. Auch ein Kolleg über expressionistische Lyrik, vorgetragen, ja geradezu rezitiert von einem rappeligen nervösen Junggermanisten, der Expressivität offenbar an sich selbst darzustellen suchte, hat meine Aufnahmefähigkeit nur kurzfristig in Anspruch genommen.

Mehr hat den angehenden Journalisten ein Kolleg über Kriminalität und Kriminalpsychologie interessiert, das ihn mit wissenschaftlichen Schwergewichten wie dem italienischen Anthropologen und Professor für forensische Medizin Cesare Lombroso und dem damals in Marburg

lebenden Ernst Kretschmer bekannt machte, dem mit seinem Buch über „Körperbau und Charakter“ bereits als Dreiunddreißigjährigem (im Jahr 1921) ein epochales Werk gelungen war. Die von ihm beschriebenen „Pykniker“, „Leptosomen“ und „Athletiker“ sind ja noch heute in den Lernfibel der Psychologie und Psychiatrie fest installiert.

In diesen Jahren habe ich mich auch sehr für wirtschaftliche und soziale Dinge interessiert und in meinem ersten Semester in Marburg einen Privatdozenten gehört, der später sehr berühmt wurde: Wilhelm Röpke. Den Titel der Vorlesung weiß ich nicht mehr. Es ging jedenfalls um Liberalismus und Sozialismus. Der Begriff Marktwirtschaft war damals noch nicht so gängig wie heute. Ich habe dieser Vorlesung viel Geschmack abgewonnen, sie hat mich interessiert.

Akademische Freiheit genossen

In den ersten Wochen des Semesters habe ich fleißig die Kollegs besucht – zu Übungen wurde man damals erst ab dem dritten Semester zugelassen. Dann wurde es etwas langweilig, es kam dazu, dass wir einen sehr schönen Sommer hatten, man war abgelenkt und konnte wunderbar auf den Badewiesen draußen liegen, und wir haben zum Teil ganze Tage so verbracht. Ich habe dann eigentlich von der akademische Freiheit Gebrauch gemacht, man könnte auch sagen: Ich habe dieses erste Semester nicht ernst genommen, sondern – wenn man es ehrlich und hart ausdrückt – verbummelt und bin trotzdem erfolgreich in die „Schule des Lebens“ gegangen.

Das Rüstzeug für die folgenden Semester an der Humboldt-Universität in Berlin hatte ich mir im beschaulichen Marburg an der Lahn durchaus intensiv erworben.

Rudolf Pörtner



Foto: privat

Rudolf Pörtner (1912 – 2001) war Journalist und ein bekannter archäologischer Sachbuchautor. „Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit“, das 1959 erschienene Erstlingswerk des Schriftstellers, wurde nicht nur ein Best-, sondern auch ein bis heute immer wieder aufgelegter Longseller. Weitere erfolgreiche Titel waren unter anderen „Bevor die Römer kamen“, „Die Wikinger-Saga“, „Operation Heiliges Grab“ und „Mein Elternhaus“ – Bücher, die sich in aller Regel spannend wie Krimis lesen. Der voranstehende Text über den Studienbeginn an der Marburger Universität entstammt der (unveröffentlichten) Autobiografie Pörtners über die Jahre 1912 bis 1933 – eigens für den Druck im „Marburger UniJournal“ bearbeitet von seinem Sohn Dr. Rudolf Pörtner (Dresden).